

Christoph Michels and Peter Franz Mittag, eds., *Jenseits des Narrativs. Antoninus Pius in den nicht-literarischen Quellen*. Franz Steiner: Stuttgart 2017. ISBN 978-3-515-11650-3, CCCXXXVI, 336 pages, 116 b/w illustrations, 59,00 €.

Als Historikerinnen und Historiker sind wir es gewohnt nach Narrativen zu fragen. Einerseits dominieren sie die literarische Überlieferung, andererseits die Forschung. Jene Narrative gilt es aber auch anzuzweifeln, sobald man sie identifiziert hat – insbesondere, wenn es darum geht, historische Figuren und ihre vermeintliche Persönlichkeit zu beleuchten. Gerade bei der Bewertung von Charakteren antiker Gestalten hat die Forschung in den letzten beiden Jahrzehnten erhebliche Fortschritte gemacht und gerade die Einschätzung der „schlechten“ und/oder „wahnsinnigen“ Kaiser einer Revision unterzogen. Dabei stand zumeist die literarisch-historiographische Überlieferung im Fokus, der man vorwarf, die Belange der Senatsaristokratie gegenüber dem Kaiser zu vertreten.

Der Thematik der Neubewertung althergebrachter Narrative widmet sich der Sammelband der Herausgeber Christoph Michels (Aachen) und Peter Franz Mittag (Köln) zu Antoninus Pius auf einem sehr vielversprechenden Pfad, indem er die nicht-erzählerischen anstelle der literarischen Quellengattungen zum Kaiser in den Vordergrund stellt. Dabei bringt der Band auch Modelle in Stellung, die gegenwärtig nur zaghaft auf Antoninus angewandt worden sind – so das Akzeptanzsystem und eine Verbindung aus neuerer Biographik samt ihrer Rollenbilder mit strukturgeschichtlichen Methoden (so etwa Seelentag, S. 19–30). Dadurch erhält man, so die Herausgeber, ein weniger durch Traditionen gebrochenes und von der Forschung gespiegeltes Bild eines Kaisers, der bislang ausgesprochen wenig Aufmerksamkeit erhalten hat. Sowohl in der Antike als auch der Moderne gaben die Friedensjahre unter Pius und sein harmonisches Verhältnis zum Senat spärliche Anknüpfungspunkte für konventionelle Geschichtsschreibung (S. 9–13). Doch gerade die Frage, ob diese Skizze der Regierungszeit des Antoninus zutrifft, treibt die Autoren der Beiträge umher. Eine Inhaltsangabe der Beiträge, die in der Einleitung zu finden ist (S. 14–18), erspare ich hier zugunsten allgemeiner Überlegungen, die an einzelnen Abschnitten des Bandes exemplifiziert werden.

Das Interesse an Herrschaftskontinuität im goldenen zweiten Jahrhundert wirft auch die Frage nach Charakteristika der Herrschaftspraxis eines Kaisers auf, der die Regierungsgeschäfte des Imperium Romanum neben Octavian/Augustus am längsten führte. In der Tat offenbaren die Beiträge, die aus einer Aachener Tagung des Septembers 2014 hervorgegangen sind, eine Breite an Spezifika zu Vorgehen und Rollenverständnis des Antoninus Pius. Insgesamt zeichnen die Beiträge das Bild eines *princeps*, der nicht nur den Balanceakt zwischen tatsächlicher Allein- und vorgetäuschter Senats Herrschaft meistern musste. Zudem sah er sich vor die Aufgabe gestellt, sich sowohl in eine Reihe mit seinem als ambivalent wahrgenommenen Vorgänger zu stellen als auch sich von diesem zu distanzieren, denn Hadrian hatte den Senat mehr als einmal brüskiert, ohne aber je eine echte Eskalation zu riskieren.

Den schmalen Grat zwischen dem Eindruck der Kontinuität bei gleichzeitiger Distinguierung meisterte Antoninus vornehmlich durch zwei Strategien. Einerseits kritisierte Pius die Zeit Hadrians nie vordergründig und trat auch für dessen Divinisierung ein, wie es ein Mann von *pietas* für seinen (Adoptiv-) Vater tat. Andererseits übte er seine Herrschaft markant anders aus als sein Vorgänger, indem er nicht wie Hadrian unentwegt die Provinzen bereiste, sondern während seines gesamten Prinzipats Italien nie verließ. Das strahlte ein Gefühl von Sicherheit auf die (stadt-) römische Bevölkerung aus, da seine Anwesenheit an den (bedrohten) Grenzen des Reiches gar nicht verlangt schien – auch wenn sie es von Zeit zu Zeit sicher war. Außerdem band er – ganz anders als seine direkten Vorgänger – seine gesamte Familie in Herrschaftsausübung und -repräsentation ein. Nicht nur, dass er mit Marcus Aurelius und Lucius Verus gleich zwei Caesaren aufbaute, die ihm von Hadrian diktiert, aber nicht in gewünschterweise gefördert worden sind, denn Marcus erhielt gegenüber Lucius den Vorzug; darüber hinaus kam den weiblichen Verwandten des Kaisers eine gesteigerte Bedeutung zu. Die Gattin und Augusta Faustina maior wurde nach ihrem frühen Tod 140 n. Chr. alsbald unter die Götter aufgenommen, was sich deutlich in der folgenden Münzprägung niederschlägt und die *pietas* des *princeps* unterstreicht. Die gleichnamige Tochter Faustina minor spielt eine nicht unbedeutende machtpolitische Rolle, indem sie – obwohl zunächst mit Lucius Verus verlobt – entgegen der Anordnung Hadrians mit Marcus Aurelius verheiratet wurde (vor allem Priwitzer, S. 89–108).

Durch die Verschwägerung mit seinem Adoptivsohn und die Integration seiner Ehefrau in die Außendarstellung seines Prinzipats gab Antoninus Pius seiner Herrschaft einen ganz eigenen Charakter, den die Beiträge des Sammelbandes anhand der nicht-literarischen Zeugnisse immer wieder herausarbeiten. Es ist ein großer Verdienst aller Autoren, den als „Übergangskaiser“ stigmatisierten Pius ein eigenes Profil zu verleihen, über das er bei einer derartig langen Regierungszeit verfügt haben muss. Methodische Probleme schimmern gelegentlich auf, wenn man wie Domenico Palombi (65–87) versucht, die Abwesenheit vermeintlich typischer Elemente der kaiserlichen Herrschaftspraxis, hier der Bautätigkeit, als programmatisch auszulegen. Gelegentlich verrennt sich auch der Anspruch „Chancen und Grenzen der numismatisch-historischen Analyse“ aufzuzeigen in positivistischen Erörterungen (bspw. Börner, S. 125–129).

Zweifel bleiben aber vor allem im Hinblick auf den im Titel des Buches formulierten Anspruch, „jenseits des Narrativs“ zu arbeiten. In der Tat wird die Meistererzählung vom passiven Kaiser, der das Reich lediglich verwaltete, korrigiert, indem etwa die Absetzung vom Aktionismus seiner Vorgänger als programmatisch (etwa Fündling, S. 31–51) oder die effektive Administration als hohe Kunst (so Eck, S. 215–228) umgedeutet wird. Damit ist die ältere Forschung überzeugend entzaubert. Was die antiken Quellen angeht, entstehen jedoch Fragen, die auch auf die Untersuchung zurückwirkt: Woraus entspinnt sich ein Narrativ? Selbstverständlich aus den Quellen, aber eben nicht nur aus den literarischen. Immer

wieder erfahren wir von antiken Historiographen und Biographen, wie sie ihre Umwelt nach materiellen Hinterlassenschaften der Vergangenheit musterten. Neben den ihnen zur Verfügung stehenden Zeugnissen ihrer Vorgänger im Metier der Literaten orientierten sich jene Zeitgenossen ebenfalls an der nicht-narrativen Überlieferung. Daher ist die materielle Seite des Prinzipats indirekt auch Gegenstand der Erzählungen über die jeweilige Regentschaft, wie gerade der Beitrag von Dietrich Boschung zeigt (S. 53–63).

Die Redaktion des Sammelbandes ist insgesamt gelungen. Auch wenn im gemeinsamen Literaturverzeichnis aller Artikel – ein durchaus lobenswerter Umstand – gelegentlich Unreinheiten auftreten,¹ sind Layout und Abbildungen davon nicht betroffen und durchweg von hoher Qualität. Auch der umfassende Index trägt zu einem positiven Gesamtbild bei.

DR. CHRISTOPHER DEGELMANN
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Geschichtswissenschaften
Unter den Linden 6, D-10099 Berlin
Tel. +49 (0)30 2093 70511
e-Mail: christopher.degelmann@hu-berlin.de

¹ Fehlende Kommata oder Leerzeichen, Unklarheit bei der Verwendung von „(Hg.)“ und „(Hgg.)“ usw.